

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 50

Artikel: In der Abwehrschlacht
Autor: Ehrhardt, Justus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Abwehrschlacht

rd. Im Osten, im Juli.

«Hallo ... antworten Sie doch!» Der Regimentsadjutant hört ein dumpfes Rauschen in der Muschel, ein helles peitschenendes Knacken. Da ist wieder die Stimme des Telephonisten: «Herr Oberleutnant ... die Sowjets sind durchgebrochen. Sie sind schon im Gefechtsstand ... Jetzt schießen sie durch die Scheiben in den Bunker ... knack ... knack» ... Stille Atemlose Stille.

Alarm! Sofort die Reserve-Kompagnie heran! Mit einem Satz ist der Oberleutnant aus seinem Bunker, rast die paar Schritte zum Bunker des Kommandeurs. Oberst W. hat solche Stunden im Ostfeldzug schon oft erlebt und gemeistert, dafür trägt er das Ritterkreuz. Minuten später knattert sein Wagen durch den Wald. Es ist 4 Uhr in der Frühe, taghell, aber zwischen den Stämmen treiben dichte weiße Nebelschwaden hin und her, milchig, träge. Der kleine Kübel des Kommandeurs springt durch Löcher und Hügel quer über das Feld. Ein paar Lastkraftwagen kommen ihm entgegen.

Der Oberst übernimmt die Führung. Da vorn ist die Hölle los, aber da sind Kameraden in Gefahr, der Feind ist durchgebrochen. Aus dem Nebel zucken rotglühende Brände. Und da stoßen eben wieder zehn, zwölft Schlachtfieger in den milchigen Schleier hinein. Da oben scheint die Sonne, hier über der Niederung ist alles mit Nebel bedeckt. Bomben krachen, das gellende Knattern der Bordwaffen lärmt dazwischen. Schwarze Fontänen steigen über St. Balken und Trümmer wirbeln durcheinander. Der Oberst überlegt blitzschnell, dann sagt er: «Durch!» Und dieser Befehl löst die Spannung. Er ist die Parole des Tages, des Kampfes. Und da brausen

sie mit ihren Wagen in den brennenden Ort hinein, durch die Detonationen und schwirrenden Geschosse hindurch.

Rittmeister A., der Kommandeur der Füsilier, unerschrocken und zäh in jeder Lage, zornig über den gelungenen Einbruch, führt seine Männer und die herbeigeeilte Reservekompagnie zum Gegenstoß. Sie springen und schießen und da packt sie wieder die kalte Glut ungezählter, durchstandener Kämpfe.

Mit verbissenem Grimm wird der Kampf weitergeführt. Auch der junge Adjutant ist gefallen. Ueberall zugleich ist der Regimentskommandeur, er ist die Seele des Widerstandes, des unaufhaltsamen Gegenstoßes. Er setzt Verstärkungen und schwere Waffen ein, hat ein Nicken und Lächeln im ernstesten Gesicht, ein ermunterndes Wort für jeden. Das ist der alte kämpferische Geist der Grenadiere und Füsilier. Sie werfen den Feind aus den Feldern, aus seinen Widerstandsnestern zum Friedhof. Mit neuen Kräften stößt er aus dem Nebel heraus, ist plötzlich wieder im Rücken der Hauptkampflinie, in den Kornfeldern, in den Häusern, im Park. Zieht schwere Mg. auf Rädern hinter sich her, wuchtet mit Panzerbüchsen über die Straße, hämmert Feuerschläge von Granatwerfern über die Grenadiere und Füsilier, deckt alles mit Mg.-Garben ein. Und immer wieder rauschen die schwarzen Schatten der Schlachtfieger heran, stoßen tief herunter, werfen Bomben, feuern mit Bordwaffen. Aber die Grenadiere lassen sich nicht schrecken. Die Verteidiger erheben sich, greifen an, stürmen vor.

Feindliche Angriffe und Gegenstöße wechseln ab. Der weit vor der HKL liegende Dorfstützpunkt ist in schwerster Be-

drängnis. Feindliches Artillerief Feuer deckt ihn zu. Das Dorf steht in Flammen. Die Munition wird knapp und in wilden Angriffen rennen die Sowjets immer wieder gegen den Stützpunkt an. Die Artillerie gibt den abgeschnittenen Reitern, Pionieren, Grenadiern und Füsilieren Unterstützung mit Feuerschlägen in die feindlichen Bereitstellungen, in die Angreiferreihen. Aber der Stützpunkt ist verloren. Gierig fressen die Flammen die strohgedeckten Hütten, schlagen feindliche Granaten auf die Stellungen, arbeiten sich die Angreifer immer dichter heran. Bald wird die Munition restlos verbraucht sein. Der Oberst spricht mit seinem Adjutanten, er will selber hinüber, aber der Adjutant bittet so lange, bis er den Auftrag erhält. Sie setzen mit dem Motorrad über den Fluß, der Kradmelder liegt mit dem Kopf auf dem Lenker, der Adjutant bückt sich nach vorn, ratternd springt das Krad über die völlig deckungslose Ebene. MPI.- und Mg.-Garben zischen über sie hinweg, Granatwerferschläge greifen nach ihnen. Sie hören den surrenden, jaulenden Tod, aber sie müssen hinüber. Da liegt eine Sperre von Feuer vor ihnen, hier kommt niemand durch. Sie werfen das Krad in einen Busch und kriechen. Schritt vor Schritt, zäh, atemlos. Der Gedanke: die da drüben ... Der Befehl ... die Kameraden ... Und sie schaffen es wirklich. Kurze Besprechung drüben mit dem Führer der Eingeschlossenen. Sie sollen durchbrechen. Sie haben keine Munition mehr. Eine Kompagnie wird ihnen entgegenstoßen, die Artillerie wird Sperre schießen. Händedruck. Zurück. Der Adjutant und sein Melder arbeiten sich zurück. Alles geht nach Wunsch.

Kriegsbericht Justus Ehrhardt.

Im Raum von Baranowicze

Von Kriegsbericht Klein-Schamefeld.

(PK.) Seit Wochen nun schon tobt die Schlacht, herbrausend wie eine riesige Woge, von Bobruisk sich langsam nach Westen verlagernd, um diese Landbrücke nördlich der Pripjet-Sümpfe. Das Land ist ein weites, flachhügeliges Meer, in dem einzelne Waldstücke wie dunkle Inseln schwimmen und über dem die erbarmungslose Hitzeglocke eines wolkenlosen stahlblauen Himmels steht. Im Bereich der Schlacht, deren Lärm ununterbrochen bei Tag und bei Nacht anhält, ist für das schauende Auge wenig zu sehen. Schützengräben und ausgebaute Feldstellungen sind Seltenheiten. An Ortsrändern, in Straßengräben, in den hohen, reifenden Kornfeldern, in flach sich auspuckelnden Weidflächen, in dem Weidengestrüpp an den Ufern seichter Bäche, haben sich unsere Soldaten eingenistet. Sie haben sich hastig flache Löcher geschaufelt, haben sich aus Erde, Zweigen und Grasplatten Gewehrauflagen aufgeworfen, starren aus staubverkrusteten Gesichtern über das geringe Stück Land, das sich ihren Blicken bietet — und warten, und schießen. Vor und zwischen ihnen immer wieder das Platzen der Granaten, die einen flachen Staubpilz aufwirbeln, der lange und träge in der wind-

losen Glut des Tages oder in der schwülen, klebrigen Luft des Abends stehen bleibt.

Immer wieder ist es die Einsamkeit, die fast erstorbene Leere, die das Schlachtfeld kennzeichnet. Staub und Dreck und Hitze, erbarmungslose Hitze. Dann der Angriff des Feindes. Spürbar zunächst nur an dem sich steigernden Einsatz der Granatwerfer, die unsern Abschnitt abtasten und überschütten. Die Körper pressen sich noch dichter an die Erde. Die schweißnassen, lehmfarbenen Hände greifen das Gewehr noch etwas fester. Und dann, irgendwann, rückt die sowjetische Infanterie vor. Nicht nur in geschlossenen Reihen oder kompakten Rudeln, wie wir es sonst gewohnt waren, sondern in kleinen, auseinandergezogenen Gruppen, die hastig von Deckung zu Deckung springen, näherkommen, immer näher. Und über uns hin wirft sich jetzt das pausenlose Klappern und Hämmern der Maschinengewehre und die ersten dumpfen Schläge der Handgranaten, knallen deutlich vernehmbar durch das ununterbrochen weiterrollende Granatfeuer. Manchmal bleibt ein dunkler Schatten, der gerade noch sprang, als bräuner Fleck mitten im Gelände liegen. Vielleicht schreit er — aber niemand hört es. Vielleicht war er auch sofort tot. — Wer weiß es.

Die Welt des einzelnen besteht seit geraumer Zeit aus nichts andern mehr als aus seinem Gewehr, seinem Maschinengewehr, seinen kostbaren Handgranaten; und aus diesem armseligen, hitzedurchglühten Stück Erde, in das er sich eingekrallt hat. Plötzlich zischen Sprenggranaten mit Pfeifton hart über unsere Köpfe hinweg. Panzer! Zunächst hat sie niemand gesehen. Irgendwo glitten ihre Türme mit den suchenden Rohren über das halbmannshohe Getreide. Das Mahlen ihrer Ketten und das Arbeiten ihrer Motoren gehen unter in dem pausenlosen Lärm der Schlacht. Die Panzer rollen in unsere Flanke, rollen weiter. Später sind sie vor uns, hinter uns und rechts von uns. Aber der Nahkampf geht weiter. Zwar haben wir uns vor der erdrückenden Uebermacht ungefähr 500 Meter zurückziehen müssen; von der Wiesenfläche haben wir uns in kurzen Sätzen in den Bachgrund abgesetzt.

Dann kam die Nacht. Aber sie brachte kein Ende. Zäh und unerbittlich wälzte sich die Woge von Staub und Glut und Tod immer wieder gegen uns. Manchmal wunderte sich unser müdes, ausgedorrtes Hirn darüber, daß der Gegner immer noch keinen Durchbruch erzwungen hat — so viel Panzer, so viel Menschen gegen uns we-